

Der weiße Berg - Sentinelle Rouge

Ernst Schuster

*Wenn wir Träume verwirklichen,
können Dinge passieren,
die sich unauslöschlich
in unsere Erinnerung eingraben*

Prolog

Als 11jähriger stand ich in der Pause zwischen den Unterrichtsstunden oft am Gangfenster des Gymnasiums am Baumkirchner-Ring in Wiener Neustadt; im Westen erblickte ich über den Dächern der Stadt einen weißen Berg, der mich immer wieder mit der Sehnsucht erfüllte, dort hinaufzusteigen. Fünf Jahre später erfüllte sich mein Traum; ich stand auf dem Gipfel dieses weißen Berges, des Schneebergs und hatte damit meine Bergsteigerlaufbahn begründet.

13 Jahre später...

...Stundenlang klettern wir schon in dieser Riesenschwand, ohne uns Gedanken darüber zu machen, wie lange wir noch steigen müssen und wann wir den Gipfel erreichen werden, denn der Rausch des Aufwärtstrebens und die großartige Szenerie der Bergwelt ringum nehmen unsere Sinne vollkommen gefangen. Wir befinden uns im Herzen der Brenva-Flanke; wenn ich emporblicke, scheint mir der Gipfel des „weißen Berges“ zum Greifen nahe. Zu unserer Linken der Peuterey-Grat. Vom Val Veni schwingt sich die Aiguille

Noire mit ihrem Ostgrat in den blauen Himmel empor, um nach Nordwesten steil in die Breche Sud abzufallen. Den zierlichen Dames Anglaises, die sich in dieser Umgebung wie Miniaturtürme ausnehmen, folgt der Steilaufschwung zur Pointe Gugliermine. Ein sanfter Firngrat leitet hinüber zur Aiguille Blanche, deren Nordwand in mehreren unheimlich steilen Terrassen zum Brenva-Gletscher hinabfällt. Das letzte Bollwerk schließlich bildet der Pilier d'Angle am Südostabsturz des Montblanc

du Courmayeur. – Peuterey-Grat. – Man muss diesen König der Grate gesehen haben, um die Superlative verstehen zu können, in denen von ihm gesprochen wird, um verstehen zu können, dass dieser Grat immer jenen Wert haben wird, den er schon vor Jahrzehnten besessen hat, auch wenn sich in der Zwischenzeit die Werturteile über die Schwierigkeit einer Bergfahrt stark verschoben haben und das „non plus ultra“ im Fels wie im Eis das Tun der Bergsteigergeneration von heute maßgeblich bestimmt. – Weiter wandert mein Blick, über den Südostabsturz des Mont Maudit und den wild zerissenen Grenzkamm hinüber zum Dent du Géant, diesem dunklen Obelisk am Beginn des Rochefort-

Grates. Dort rückwärts liegen die Grandes Jorasses, deren Nordwand wohl zu den schaurigsten Abstürzen der gesamten Alpen zählt. Noch manchen Berg sehe ich in der weiten Runde, und mit vielen verbindet mich der Wunsch, einmal auf ihren Gipfeln zu stehen, um dem ewigsuchenden Auge Neues zu zeigen und in mir die Sehnsucht nach neuen Taten zu erwecken. Denn, ist unerfüllte Sehnsucht letzten Endes nicht das Kriterium des Seins und im speziellen Fall der Motor unseres Bergsteigerlebens?

Doch bald nimmt mich wieder ganz unser Weg in Anspruch. Wir haben vor

geraumer Zeit den Weg der Erstbegeher verlassen, um so der zur Mittagszeit unangenehmen Traversierung des großen Couloirs zu unserer Linken auszuweichen und sind auf der Gratrippe, die auf dem „Roten Turm“ fußt, weitergeklettert. Es ist unsere Absicht, knapp unter den Abbrüchen der Gipfelkalotte nach links zu queren, um so jene Zone zu erreichen, die uns den Weiterweg zum Gipfel vermittelt. Doch vorerst stellt sich unserem Vordringen noch ein beachtliches Hindernis in Form eines senk-



Ernst Schuster

rechten, rotbrüchigen Gratabbruchs in den Weg. Eine Umgehung erscheint mir in Anbetracht der Tatsache, dass wir zur Rechten einen steilen Eisbruch, zur Linken noch steilere eisdurchsetzte Felsen zu überwinden hätten, nicht besonders vorteilhaft. Ich überzeuge Hans, dass es am besten ist, den Gratabbruch direkt zu erklettern. Ich muss ehrlich gestehen, dass die Schwierigkeiten größer waren, als ich erwartet hatte; denn aus einem genussvollen Aufwärtsklettern am laufenden Seil ist plötzlich ein hartes Ringen um jeden Meter geworden. Rucksack und Pickel, die uns bis jetzt in keiner Weise gestört haben, hemmen uns nun ganz gewaltig in unserer Bewegungsfreiheit. – Zuerst ein Quergang über eine fast senkrechte Platte, dann folge ich einem schwierigen, vereisten Riss, bis er ungangbar wird. Um in den Nachbarriss zu gelangen, muss ich um eine überhängend abbrechende Rippe queren. Nach mehreren Seillängen erreichen wir wieder leichteres Gelände, die Stirnwand des Abbruchs legt sich zurück und bald ist auch dieses Bollwerk überwunden. Der Weg zum Gipfel ist frei.

Doch wir haben uns zu früh gefreut...

Noch ahnen wir nicht, was wir noch alles zu überwinden haben, bis wir dort oben stehen werden... Beim Weitergehen beginnt es unvermittelt zu schneien, so dicht, dass wir nicht einmal mehr unsere nächste Umgebung erkennen können. Nun wird es unsere erste Aufgabe sein, einen halbwegs geschützten Biwakplatz zu finden. Nach einigem Suchen entdecke ich einen etwa 6 Meter hohen Felsblock. An der dem Brenva-Gletscher zugewandten, leicht überhängenden Seite säubern wir ein kleines Fleckchen, schlagen Sicherungshaken und schlüpfen schließlich in unseren Zeltsack.

Langsam wird es dunkel. Es schneit unaufhörlich weiter. Der Schnee, der in Form von feinen Eiskristallen fällt, bleibt nur zum Teil liegen. Der Rest rauscht durch die Couloirs und rieselt über den Fels herunter, um sich irgendwo in der Tiefe zu verlieren. Während der Nacht erreicht das Gewitter seinen Höhepunkt; pausenlos zucken Blitze auf und der Donner hallt tausendfach in den Wänden wider. Ein eigenartiges Gefühl beschleicht mich, wenn ich daran denke, wie wehrlos wir auf dieser Felseninsel dem Blitzschlag ausgesetzt sind und unser Schicksal nun nur dem Walten höherer Mächte unterliegt. – Lange noch schweifen meine Gedanken in die Vergangenheit zurück, auf jene schönen Stunden in den Bergen, in denen nicht das Kampf-

moment, sondern die Freude an der Bewegung, der Sonne, dem blauen Himmel und Gottes gewaltiger Natur meine Gedanken beherrscht hat. Ich spüre ganz genau den Kontrast zwischen dem beschaulichen Gestern und dem erbarmungslosen Heute; und trotzdem fühle ich im selben Moment, dass all das Schwere, in der Erinnerung verklärt, wert sein würde, es erlebt zu haben. Ich weiß nicht, wie spät es ist, als ich endlich etwas Schlaf finden und vor meinem geistigen Auge das Fragezeichen des kommenden Tages verscheuchen kann. Ich wache auch immer wieder auf, denn nur allzu bald schmerzen mich alle Glieder von der unnatürlichen Hockstellung, in der ich an den Fels gekauert bin.

Langsam bricht der neue Morgen an. Doch kein strahlend blauer Himmel oder die über den Jorasses aufgehende Sonne weckt uns aus dem Dämmer Schlaf, sondern das monotone Rauschen des durch die Steilrinnen herabrieselnden Schnees. Die Sicht ist sehr schlecht geworden. Wir erkennen kaum die nächsten Felsen. Bei diesem Wetter ist an ein Fortsetzen des Aufstieges nicht zu denken. Aber es ist ja erst 5 Uhr! Einmal muss es doch aufhören zu schneien, und wenn es erst um die Mittagszeit sein sollte. Doch je weiter der Tag fortschreitet, desto bitterer wird die Erkenntnis, dass wir in absehbarer Zeit kaum mit einer Wetterbesserung rechnen können. Was nun? An einen Abstieg ist nicht zu denken. Wir befinden uns mehr als 1000 Meter über dem Brenva-Gletscher, jedoch kaum 400 Meter unter dem Gipfel. Umkehren würde unter dem „Roten Turm“ ein Spießrutenlaufen durch die pausenlos herabdonnernden Lawinen bedeuten. Selbst wenn wir den Gletscher erreichten, wäre es ungewiss, ob wir die Biwakschachtel am Grenzkamm finden würden. Weiterbiwakieren? Warten bis sich das Wetter bessert? Nein! Es gibt für uns nur eine Möglichkeit, und das ist der Weg über den Gipfel zur Vallot-Hütte! – Um 12 Uhr Mittag ist es soweit. Ich trete als Erster den Weg in das weiße Inferno an. Wir haben die Steigeisen angeschnallt, um im grundlosen Schnee besser Halt zu finden. Ich komme nur langsam weiter, denn jede Stufe muss einige Male getreten werden, bevor sie die Last des Körpers trägt. Endlich ist die Seillänge zu Ende. Nur mit Mühe lässt sich das steifgefrorene Seil durch den Schnee ziehen. Plötzlich schießt ein Schneestrahler über die Felsen herunter, hüllt mich sekundenlang in eine weiße Wolke und begräbt mich bis zur Brust unter sich. Weiter geht's. Hier erweist sich der Pickel als wertvoller Helfer im Kampf ge-



Mont Blanc: Brenva-Flanke

Foto: BG-Archiv

gen die Tücken der Materie. Als verlängerter Arm ermöglicht er es mir immer wieder, schwierige Risse und Wandstellen sicher zu meistern. Langsam verlieren sich die Felsen und wir erreichen einen steilen Eishang, der nur eine geringe Schneedecke trägt, so dass wir mit den Zwölfsackern verhältnismäßig rasch vorwärtskommen. Nun zeigt sich, dass wir gefühlsmäßig richtig gegangen sind und genau in der Fallinie jener Passage steigen, die zu beiden Seiten von Eisbrüchen flankiert ist und uns den Weg zum Gipfel freigibt. Bald haben wir den Kamm erreicht, der vom Col de la Brenva zum Gipfel emporzieht. Jetzt beginnt aufs neue der Kampf mit dem tiefen Schnee. Als neuer Feind ist der Sturm hinzugekommen, der mit elementarer Gewalt über uns hinwegfegt, so dass wir mit nach Osten gewandtem Gesicht weitersteigen. Während ich bis jetzt längere Zeit geführt habe, beginnen wir wieder abzuwechseln, um nicht vorzeitig unsere Kräfte zu erschöpfen. Endlos dehnt sich der Weg und in jeder Unregelmäßigkeit des Geländes glauben wir den Gipfel zu erkennen.

Dann ist es endlich soweit. Wir stehen auf der höchsten Zinne Europas. Sekundenlang blicken wir einander in die Augen. Es ist ein stummer Glückwunsch und der Dank an den Kameraden. Ein müdes Lächeln huscht um meine Züge, als ich daran denke, wie anders ich mir diesen Moment vorgestellt habe.

Ohne zu verweilen, treten wir den Abstieg an. Wir folgen dem Bosses-Grat, dessen Verlauf nur auf kürzeste Distanz zu erkennen ist. Der Schneesturm hat sich weiter verstärkt. Das grünlich-diffuse Licht lässt alle Konturen verschwimmen. Ich gehe auf dem Wächtenkamm, während Hans mir auf der jeweils weniger geneigten Seite folgt. Diese Vorsichtsmaßnahme sollte sich bald bewähren. Plötzlich kommt eine noch dichtere Schneefahne. Ich kann nicht einmal meine Schuhe mehr erkennen und taumle ins Ungewisse weiter. Ich fühle plötzlich, dass ich den Halt verliere und schwerelos in die Tiefe falle. Bis ich die Situation erfasst habe, stecke ich schon im Schnee und hänge 5 Meter unter dem Wächtenkamm am Seil. Die Einbuchtung unter der

Wächte würde nicht übel zum Biwakieren – ist mein erster Gedanke. Auch Hans, der herbeigeeilt ist, befreundet sich mit dem Gedanken eines zweiten Biwaks, denn es erscheint aussichtslos oder zumindest fraglich, ob wir bei den herrschenden Verhältnissen die Vallot-Hütte finden beziehungsweise erreichen würden. – Wieder kriechen wir in den kalten, nassen Zeltsack, nicht ohne vorher unseren Biwakplatz etwas geräumiger gestaltet zu haben. Langsam wird es dunkler. Die zweite Nacht bricht herein. Unser Proviant ist völlig durchnässt. Ich lutsche an meinem Zuckersack, nicht nur weil ich Hunger habe, sondern um etwas zu tun, um dieses endlose Warten zu verkürzen. Zwei- bis dreihundert Meter unter uns liegt irgendwo die Hütte. In 10 bis 15 Minuten könnten wir im Schutze ihrer vier Wände sein. Dieser Gedanke lässt mich nicht zur Ruhe kommen. Doch wenn ich in das weiße Inferno hinausblicke, weiß ich, dass es zwecklos ist, die Kräfte unnütz im Herumirren zu vergeuden.

Eine lange Nacht liegt hinter uns. Die Kleider sind feucht, die Schuhe gefroren, die Zündhölzer sind verbraucht und die Zigaretten werden in den Taschen aufgeweicht. Doch der Wille zum Durchhalten ist noch nicht gebrochen. Ich weiß, dass wir es schaffen müssen und schaffen werden, obwohl ich spüre, dass wir hart an der Grenze zwischen Sein und Nichtsein sind. In der vergangenen Nacht versprühten meine Gedanken über mein Leben hinweg; dabei musste ich immer wieder feststellen, dass ich den vielleicht verhängnisvollen Entschluss, zu dieser Tour aufzubrechen, nicht bereuen kann.

Langsam schreitet der Tag fort. Unser Welt ist der Zeltsack und unsere Gedanken. Der Raum hat seine Dimension und die Zeit ihr Maß verloren. Wir haben keine Beziehungen zu unserer Umwelt, denn dieses in den Augen schmerzende, um uns tanzende Weiß ist die Grenze zwischen uns und dem, was für uns die Welt bedeutet. Es ist Nachmittag geworden. Hie und da wird der Blick zum Mont Maudit frei. – Mont Maudit – Verfluchter Berg. War das nicht der Name, den Genfer Studenten zu Saussures Zeiten dem Montblanc gegeben haben? Sollte er auch unser verfluchter Berg werden? Nein und abermals nein! Und wenn wir ein



drittes Mal biwakieren müssen; wir dürfen uns zu keiner Unbesonnenheit hinreißen lassen. Einmal muss uns der Berg eine Chance lassen.

Da! Es wird hell um uns! Die Konturen unserer Umgebung werden scharf und klar. Im Westen leuchtet die Sonne und der Himmel wird wieder blau. Es ist mir, als wäre ich aus einem bösen Traum erwacht, die vergangenen Stunden scheinen unendlich weit zurückzuliegen.

In fieberhafter Eile packen wir unsere Sachen und tollen gleich übermütigen Kindern den Grat hinunter. – Verheißungsvoll glitzern die Metallwände der Vallot-Hütte in der für uns neugeborenen Sonne, denn das Leben geht weiter...

Epilog

Wir hatten noch zwei Nächte in der eisigen Vallot-Hütte auszuharren, denn das Wetter hatte sich sofort wieder verschlechtert. Erst am Samstag konnten wir nach Chamonix absteigen. Dort war ich nun für einige Wochen „Gast“ des Hôpital de Chamonix. Ein Arzt pumpte eine unglaubliche Dosis Acetylcholin in meinen Körper; er rettete damit vermutlich meine Zehen, die Erfrierungen dritten Grades erlitten hatten. Während meines Aufenthaltes hatte ich Gelegenheit, zwei Leidensgenossen kennenzulernen, nämlich die Erstersteiger der Annapurna, Maurice Herzog und Louis Lachenal, die wohl schwerere Erfrierungen davongetragen hatten und sich zur Nachbehandlung schon viele Wochen hier, in einem Zimmer mit Aussicht auf den Montblanc aufhielten.

Meine erste Bergfahrt im folgenden Jahr führte mich wieder zum „weißen Berg“, zum Schneeberg. Mit meinem Freund Horst konnte ich die Stadelwandplatte durchsteigen und dabei feststellen, dass meine lädierten Zehen schon wieder für anspruchsvolle Kletterfahrten zu gebrauchen waren.

P.S.

Dieser Erlebnisbericht – außer Vor- und Nachwort – ist mit Ausnahme der Korrektur einiger sinnstörender Textpassagen *unverändert* einem Manuskript entnommen, das ich im September 1950 niedergeschrieben habe.